

13 Nebensonnen

4. Juli 1995

Ich hatte in Köln zu tun. Am frühen Donnerstagnachmittag stand ich in einem kleinen Park an einer Seitenstraße des Funkhauses; nebenan liegt die Kolping-Kirche, und der Park weist außer einem Mahnmal für Adolf Kolping drei bemerkenswerte Eschen auf. Eingehender befaßte ich mich mit jener Esche, die die Hauptstellung einnimmt und in der Mitte des kleinen Parks neben einem steinernen Schrein steht. Ich versenkte mich in den Baum hinein und wurde eins mit ihm. Ich gewahrte eine hagere Gestalt. Der Baum oder die Gestalt verfloß zu einem Schatten und breitete die Arme aus – wie ein Kreuz stand sie nun da. Zwei weitere hagere Schatten kamen hinzu, und die drei Schatten tanzten um den Baum, wobei sie ein Bild abgaben, wie ich es aus der Kunstgeschichte her zu kennen glaubte¹ (d.h., die Esche vermittelte sich mir in einem Bild, das ich kannte – das war ihre Weise des entgegenkommenden Mitteilens). Schließlich weitete sich der Kreis auf vier Tänzer aus – ich wurde mit hineingenommen in die Runde. Irgendwann dachte ich daran, auch oben in der Krone weiterzuforschen, was vor sich ginge – innerlich schauend natürlich. Und siehe da! In der Krone taten sich überall Blüten auf, die zu Kokosnüssen wurden und dann herabfielen. Nein, eigentlich waren die Blüten kleine Kobolde, die nun mit den kokosnußartigen Baumfrüchten Werfen und Fangen spielten. Immer höher warfen die munter in der Krone umherspringenden Gestalten, und wenn ich es recht besah, so warfen sie die harten Früchte ringsum weit in den Himmel und in die ganze Stadt hinein. Es war aber eine riesige Blüte, die sich nun genau in der Mitte über dem Stamm öffnete, und aus ihrem Kelch entwuchs eine Feengestalt, und auf wundersame Weise empfing die Fee lebensspendendes Licht von den Sternen.

Ab hier jedoch verdunkelt sich meine Erinnerung, sehr spät erst habe

ich die Notizen hierzu niedergelegt, und der Reichtum jener Bilder hat über die Zeit an Form und Farbe verloren. Indessen kann ja jeder nachprüfen, was ich gesehen habe, indem er selbst mit der Esche spricht. Es vermittelte sich aber zuletzt noch der Eindruck, als hätten die Esche und der Reigen der Geister auch etwas mit der Unterwelt zu tun, zu der dieser Ort Zugang sein mag; das letzte, sehr deutliche Bild, das ich empfing, war das einer Schlange, die den Baum umgürtet.

10. Juli 1995

Oft schreibe oder lese ich zur Zeit abends im Campingbus der Freunde, wo ich es mir ein wenig eingerichtet habe. Als ich neulich Buch und Schreibblock zugeschlagen hatte, tat mein Bewußtsein plötzlich einen winzig kleinen Schritt vor zum Tor in die anderen Welten. Der kleine Raum – Einbauschränk, Fenster, Tisch und Polster – schien sich zu krümmen und begann zu atmen. Das war ein ganz und gar eigenartiger Eindruck.² Als ich in der Finsternis zum Haus der Freunde ging, mußte ich an einer Ecke vorbei, in der eine nicht immer freundlich gesinnte Wesenheit ihren Brennpunkt hat, der Mani nachts respektvoll auszuweichen pflegt. Ich begegnete ihr im Zwiegespräch. Sie klärte mich darüber auf, daß sie Mensch und Tier keineswegs feindlich gesonnen sei, aber da sie Aufgaben der Wandlung wahrnehme und sich mit allerlei Unrat zu beschäftigen habe, habe sie naturgemäß ein abschreckendes, unangenehmes Äußeres. Sie schenkte mir einen roten Lichtpunkt, den ich plötzlich in der Dunkelheit aufleuchten sah. Und dazu die Botschaft: »Weiche nicht Problemen aus, die auf dich zukommen, sondern gehe deinen Weg, ob er schwierig sei oder leicht (es wechselt ja ständig): So kommst du von selbst an die dir zugeordneten Kreuzungspunkte ...«

21. August 1995

Es fiel lange kein Regen im Land, die Bäume und Sträucher und Blumen dürsten, die Birken werfen gelbe Blätter ab. Auf der Fahrt von Hude nach Nuttel (mit dem Fahrrad) konnte ich am Himmel zwei Lichterscheinungen links und rechts neben der wolkengeblästen Sonne be-

obachten. Zu je etwa fünfzehn Grad Abstand leuchteten Spektralfarbenfelder mit starkem Gelbstich aus den Wolken hervor, die ich als Teile eines riesigen angenommenen Halos deutete. Vor acht Tagen berichtete mir ein Freund von einer ähnlichen Erscheinung, die er ein oder zwei Tage zuvor beobachtet hatte. Er sah die Lichtpunkte *näher* an der Sonne stehen als ich an diesem Tag. Inzwischen, da ich bei Goethe in der Farbenlehre davon las, bin ich darüber belehrt worden, daß es sich bei dieser Erscheinung tatsächlich um die *Nebensonnen* handelt, wie ich auch schon vermutete. Damit ist mir nun auch das rätselhafte Gedicht Wilhelm Müllers verständlich, das in Schuberts *Winterreise* unter dem Titel *Die Nebensonnen* (Nr. 23) zu finden ist:

Drei Sonnen sah ich am Himmel stehn,
Hab' lang und fest sie angesehen.
Und sie auch standen da so stier,
Als wollten sie nicht weg von mir.

Ach meine Sonnen seid ihr nicht,
Schaut Andern doch ins Angesicht!

Ja, neulich hatt' ich auch wohl drei,
Nun sind hinab die besten zwei.
Ging' nur die dritt' erst hinterdrein,
Im Dunkeln wird mir wohler sein.

Schuberts Musik zu Müllers Versen ist eine ganz wunderbare Verklärung dieser Erscheinung!

2. September 1995

Heute morgen weckte uns dröhnender Motorenlärm auf dem Feld vor dem Haus in Nuttel. Eine insektenhaft aussehende, riesenhafte, unförmige Maschine auf Ketten riß mit schmalen Förderschaukeln eine über einen Meter tiefe Furche in das Feld und verlegte Drainageschläuche. Dem Bauern ist das Feld zu naß. Ja, versteht er denn die Zeichen nicht, die die Natur uns mit den extremen Wetterschwankungen, mit dem

heißen, regenlosen Sommer gab? Die Maschine breitete Unwohlsein über das Land. Auf dem hiesigen Grundstück brachen die geomantischen Strukturen zusammen. Mani konnte mit der Rute die gewohnten Linien und Punkte nicht mehr finden. Nur der Steinkreis und eine pulsierende Linie vom Haus zum Küchengarten waren noch unversehrt. Der Steinkreis scheint aus tieferen Quellen gespeist zu sein. Als der Freund seinen Merlinsstab an die zentrale Eiche lehnte und Kräuterwerk auf dem Altarstein verbrannte, kam die Erde langsam wieder zu sich.

Später, am Nachmittag, gingen wir auf das Feld und spielten auf dem Didgeridoo in die tiefen Furchen hinein, um die Schmerzen der Erde etwas zu lindern.

3. September 1995

Ein ruhiger Sonntag im Haus der Freunde. Gegen elf Uhr beschlossen Mani und ich, einen Spaziergang zu unternehmen. Iris und die kleine Asia schlossen sich uns an. Wir nahmen uns vor, der Leylinie, die ungefähr in Nord-Süd-Richtung durch den Steinkreis führt, in Südrichtung zu folgen. Wir benutzten unsere Metallruten, und Mani ging fast immer voraus: Er war geübter, sicherer und schneller im Umgang mit der Rute.

Vom Steinkreis führt die Linie in den hinteren, verwilderten Teil des Gartens. Ein Ahornbaum, der Teil einer schönen Lichtung ist, steht darauf. Eine Senke liegt auf der Linie. Der schönste von drei Apfelbäumen steht dicht daneben.

Die Linie führt genau auf die Spitze des Grundstücks zu. Den Feldrand neben der Straße außerhalb des Grundstücks, der den Abschluß dieser Spitze bildet, wählte ich mir oft abends oder nachts zum Flötespielen oder Meditieren. (Wenn immer ich dort des Nachts spiele, habe ich den Eindruck, von Wesenheiten umgeben zu sein. Rings um mich tanzen Lichter, die ich mit den Augen als Schimmer und Flackern, meist von orangefarbener Natur, wahrnehmen kann.)

Die Mutung gab ein unruhiges Bild ab. Das hing auch mit der energetischen Katastrophe durch das Drainage-Legen am Vortag zusammen. Die Linie lehnt sich für etwa zwanzig Meter an den natürlichen Verlauf der Straße an, dann bricht sie wieder nach Süden aus. In der Mitte zwischen zwei stattlichen Birken quert sie den Bach. In der Weide, die jen-

seits des Baches steht, verbreitert sie sich stark. Mani mutete die Kernlinie mit einer Breite von etwa zwei Metern, ich die Außenbänder mit zum Teil zehn bis fünfzehn Metern Entfernung von der Mittellinie. Über mehrere Weiden ging es nun auf ein Maisfeld zu. Mani und ich stiefelten mitten hindurch, obwohl die Maisstangen das Rutengehen unmöglich machten. Dennoch hatten wir die Linie auf der anderen Seite wieder im Griff. Zur Sicherheit ging ich quer und prüfte erneut; wir waren genau dort aus dem Feld gekommen, wo die Linie ihren tatsächlichen Verlauf hatte. Im übrigen hatte Mani vorher *gesehen*, wo sie verlaufen müßte, und hatte sich den Zwischenraum zwischen zwei Bäumen als Peilrichtung gemerkt.

Wir nahmen die Spur wieder auf und querten zwei weitere Weiden. Am nächsten Weidezaun fanden wir dann einen Brunnen genau auf der Linie. Jenseits des Zaunes liegt ein Acker. In der Mitte des Ackers registrierten wir eine unruhige Zone. Die Verlängerung der Linie führt nordöstlich an einem Waldstück vorbei, das noch auf altem Moorboden steht. In der unruhigen Zone zweigt offenbar eine Energiebahn von der Leylinie ab. Eine Kiefer, deren Stamm in drei bis vier Meter Höhe um eine imaginäre Linie in der Luft herumwächst, war mir Hinweiszeichen für eine zweite Linie. Wir durchstreiften das Hochmoor, in dem viele kleinere Torfstiche zu finden sind; zum Teil sind sie frisch. Jenseits des Moors nahm Mani wieder die Hauptlinie auf, während ich in der neuen Richtung weiter über den Acker strich und an eine zweite Kiefer gelangte, die ebenfalls eine charakteristische Wuchsform aufweist. Jenseits der Kiefer hatte ich Schwierigkeiten, über den Acker gehend, eine ordentliche Linie zu muten. Die Rute wurde mit zunehmender Kraft nach unten gezogen, wollte nicht mehr hochkommen und blieb selbst bei dem Versuch, seitlich aus diesem Kraftfeld zu fliehen, auf immer größer werdender Breite einfach mit der Spitze nach unten »hängen« – als würde sie von großer magnetischer Kraft dorthin gezogen. Meine Hände begannen zu schmerzen. Mani wartete am Waldrand auf mich. Ich sah einen Pfad, der in den Wald führte, und hielt mit der Rute in der Hand darauf zu. Als ich den Waldsaum hinter mir ließ und in den Wald drang, öffnete sich hinter den Bäumen eine Moorsenke. Aber schon nach wenigen Schritten bekam ich auf einmal im linken Schläfenbereich heftige Kopfschmerzen. Sie kamen so plötzlich, daß ich auf dem Absatz kehrt machte, mir den Kopf hielt, als hätte ich ihn mir gestoßen, und zum Freund zurückkehrte.

Ich erzählte ihm von meinen Wahrnehmungen auf dem Acker und am Waldrand. Mani saß wenige Schritte neben einer stattlichen Birke, die sich in drei Meter Höhe auf gleichmäßige, kronenförmige Weise in drei hoch aufragende Stämme teilt. Leider hat sich ein Jäger einen Hochsitz in diesen natürlichen Birkensitz gebaut. Ich schlug vor, die Bretter wegzureißen. Mani meinte, das sollten wir lieber ordentlich mit Werkzeug machen und hinterher ein Kreuz aufstellen, damit es auch verstanden werde. Die Birke steht auf der Linie.

Wir tauschten nun die Aufgaben: Mani folgte meiner Spur und ich der Hauptlinie. Wir trafen uns wenig später auf einem Sandhügel im Wald wieder, der ebenfalls eine unruhige Zone darstellt. Mani äußerte später die Vermutung, daß sich jemand über das Moor regelrecht eingeschleift habe in die Leylinie, um entweder die Energie für eigene Zwecke zu nutzen oder Energien in die Linie und damit in das Land einzuspeisen. Dadurch ist eine Abzweigung mit ausgesprochen schlechter Ausstrahlung entstanden. Ich war also auf die falsche Fährte gelockt worden und hatte einen Schlag vor den Kopf erhalten. Wir waren nämlich nun auf dem besten Wege, dorthin zu gelangen, wohin zu gelangen wir schon beim Verlassen des Gartens vermutet und befürchtet hatten: Zum Sandhügel im Braker Sand, wo Mani vor Jahren die Relikte schwarzmagischer Rituale vorgefunden hatte. Nunmehr wieder der Hauptlinie gemeinsam entlangspürend, hatten wir noch zwei weitere Sanddünen zu überqueren, dann trafen wir auf den erwähnten Hügel. Ein Pfad, der nach Westen verläuft, verführte dazu, ihm mit der Rute zu folgen. Er ist gut zu muten, aber ein Irrweg, auch wenn er auf eine Kiefer mit einer Art Hohlform im Stamm zuläuft.

Die eigentliche Leylinie berührt den Hügel an seiner Südflanke. Hier beendeten wir unsere Exkursion. Der Ort des Schwarzen Rituals fühlte sich an, als habe er sich einigermaßen erholt. Eine Feuerstelle und Essensreste im Gebüsch waren jedoch frisch.